

Hartmut Lierow

Erinnerung an Winnie Wolf

Liebe Freundinnen und Freunde von Winnie,

leider bin ich sehr kurzfristig am Kommen zur Gedenkfeier an Winnie verhindert, möchte aber einige persönliche Erinnerungen an Winnie beisteuern, die ich aber bewußt auf die Zeit beschränke, in der die meisten seiner auf der Gedenkfeier versammelten Freunde Winnie noch nicht gekannt haben dürften.

Ich habe Winnie 1973 in Berlin kennengelernt. Er war damals bereits Mitglied der Gruppe Internationale Marxisten. Ich selbst hatte viele Jahre zuvor Isaac Deutschers Trotzki-Biographie gelesen, die mich stark beeindruckt hatte, wußte aber gar nicht, das es noch linke Gruppierungen gab, die sich auf Trotzki bezogen. Ich war politisch interessiert, aber nicht organisiert.

Ich hatte damals mein Jura-Studium abgeschlossen, war Gerichtsreferendar und studierte nebenbei aus Interesse Politik. Ich schrieb in einem Seminar am OSI eine Arbeit über Trotzki als Militärtheoretiker, wurde daraufhin von einem GIM-Mitglied angesprochen und zu einer Mitgliederversammlung der GIM mitgenommen. Die war erstaunlicherweise damals auch für Nichtmitglieder noch offen. Die Versammlungen fanden im Republikanischen Club statt. Mich zog das hohe Niveau der Diskussionen an, ihre Dauer bis in die tiefen Nachtstunden weniger.

Zwei Diskussionsteilnehmer ragten jedesmal heraus: der später international bekannt gewordene Historiker Jörg Friedrich und eben Winnie. Beide vertraten sehr unterschiedliche Positionen in der Frage, wie es mit der GIM weitergehen sollte. Die diversen untereinander konkurrierenden maoistischen Gruppen hatten allein in Berlin zusammen genommen sicherlich einige Tausend Mitglieder. Und das galt gleichermaßen für die SEW und ihre Vorfeldorganisationen, während die GIM vielleicht 60 Mitglieder und bestenfalls zweihundert Sympathisanten hatte.

Jörg Friedrich wollte die offene Struktur der GIM beibehalten sehen. Vor allem wollte er nicht, daß GIM-Mitglieder verpflichtet würden, demokratisch gefällte Mehrheitsentscheidungen nach außen mitzutragen, wenn sie ihnen nicht gefielen. Winnie plädierte für eine Organisationsstruktur wie sie das Vereinigte Sekretariat der IV. Internationale um Ernest Mandel vorgab: Völlige Diskussions- und Fraktionsfreiheit nach innen, aber nach jeweils demokratisch gefällten Mehrheitsentscheidungen die Pflicht zur geschlossenen Aktion nach außen. Ich schwankte hin und her. Friedrichs Position war mir sympathischer, aber ich sah ein, daß die GIM als reiner Diskussionsclub

schnell wieder auseinanderfallen würde und nicht den verzückt in die DDR blickenden Anhängern von SEW, DKP, Spartakus oder den noch verzückter nach China oder Albanien blickenden Maoisten etwas werde entgegensetzen können.

Ich trat in die GIM ein, als der Kreis um Jörg Friedrich die GIM verlassen hatte. Zu diesem Kreis gehörten u.a. auch Werner Olle und Ulf Wolter, die den linken Verlag gründeten, der ihren Namen trug. Jörg Friedrich schrieb fortan ein historisches Werk nach dem anderen. Winnie ging als hauptamtlicher Funktionär in die Zentrale Leitung der GIM, die in Frankfurt residierte. Ich war Gerichtsreferendar im Staatsdienst in Berlin, hatte viel Zeit und wurde das erste Mal im Leben politisch hyperaktiv.

Es gab in der GIM verschiedene Flügel, die sich Tendenzen nannten. Ein Flügel drängte auf Betriebsarbeit und bald auch darauf, daß viele Mitglieder als Arbeiter in die Betriebe gehen sollten. Wir Berliner hielten das – wie auch Winnie, der mittlerweile in Frankfurt war - für Quatsch und sahen unsere Hauptaufgabe in dem, was wir konnten oder glaubten zu können: Propagandaarbeit.

Etwa Ende 1974 drängte Winnie die Berliner Gruppe der GIM, die damals wahrscheinlich die größte Ortsgruppe war, ein Berliner Mitglied solle für die nationale Leitung kandidieren und ebenfalls nach Frankfurt als Hauptamtlicher kommen. Am besten solle ich das sein. Die Berliner Gruppe wollte lieber meinen Freund Mario Krebs dafür gewinnen, aber der weigerte sich standhafter als ich. Ich sagte nach langen Martern ausdrücklich nur für ein Jahr zu. Im Februar 1975 ging ich nach Frankfurt. Im März mußte ich noch einmal kurz zurückkehren, um mich der mündlichen Prüfung im zweiten juristischen Staatsexamen zu stellen.

Die GIM hatte in Frankfurt in der Lersnerstraße eine Altbauwohnung gemietet, die als zentrales Büro fungierte und im Aussehen allen Vorurteilen gerecht wurde. Sie war unglaublich verschmutzt. Versifftes Geschirr stapelte sich in der Küche, die Wanne im Bad war buchstäblich schwarz, sie diente als Abfallbehälter für die Makulatur der im ständigen Betrieb befindlichen Druckmaschine, die vom technisch versierten Stuttgarter Ingo Speidel immer mal wieder repariert werden mußte. Die Revolutionäre hatten für's Putzen einfach keine Zeit. Ich habe zwei Nächte damit verbracht.

Das war mein erster Beitrag in Frankfurt für die Weltrevolution. Winnie war rastlos und schon damals viel in der ganzen Bundesrepublik unterwegs zu Vorträgen, Teilnahme an teach-ins und Diskussionen innerhalb der Ortsgruppen. Artikel schrieb er unterwegs. Schon damals hatte er mit der Archivierung von Zeitungsartikeln angefangen, die er – meist unterwegs im Zug - las und ausschnitt. Ich habe nie verstan-

den, wie er es schaffte, aus diesen sich ansammelnden Gebirgen von Papier stets ohne langes Suchen das wieder herauszufischen, was er zitieren wollte.

Als Hauptaktivität produzierten wir die „Was tun“, die „Inprekorr“, „die Internationale“ und vor allem unzählige interne Diskussionspapiere.

Das nächste gesteckte große Ziel war die wöchentliche Herausgabe der Zeitung „Was tun“. Inhalt und äußere Gestaltung blieben ein dauernder Streitpunkt innerhalb der GIM. Für die wöchentliche Herausgabe, auch für den Buchverlag ISP, benötigten wir dringend ein größeres Büro. Winnie und ich machten uns auf die Suche und fanden einen großen Fabrikraum in der Speicherstraße nahe dem Frankfurter Hauptbahnhof, den wir anmieteten. Auch da zeigte sich Winnies Organisationstalent und seine Multibegabung. Die Halle war leer und die Idee des reinen Großraumbüros war noch nicht geboren. Winnie konzipierte den gesamten Innenausbau. Viel Zeit hatten wir neben der eigentlichen revolutionären Arbeit nicht dazu, das umzusetzen. Winnie hatte das größte handwerkliche Geschick von uns allen und konnte überdies unglaublich ausdauernd und flink arbeiten. Einen großen Teil der Materialien für den Ausbau der Halle – vor allem das Wichtigste, die endlos vielen Bretter, die wir für Bücherregale benötigten – schenkte uns der Vater von Ilse Kunz. Die Familie Kunz gehörte damals zu einer der reichsten Unternehmerfamilien in Deutschland. Ilse Kunz war eine junge Ärztin und Berliner GIM-Mitglied. Eines Tages brachte sie sich aus Liebeskummer um, was uns alle erschütterte, vor allem aber ihren Freund Heinz Hackelberg, der wenige Tage nach Winnie im Juni gestorben ist und der Zeit seines Lebens an Iلسes frühem Tod litt. Es blieb nicht der einzige Suizid in den Reihen der GIM. Für Vater Kunz, einen konservativen schwäbischen CDU-Anhänger, war die Spende an die GIM ein posthumes Geschenk an seine verstorbene Tochter. Mit Winnie verstand er sich. Auch das zeigt, daß Winnie auch Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft und politischer Überzeugungen persönlich beeindruckte.

In der neuen Zentrale in der Speicherstraße nahmen wir irgendwann im Frühjahr 1974 die Produktion der Was tun im Wochenrhythmus auf. Unsere auf Reiseschreibmaschinen gefertigten Artikel wurden dann auf einem Composer mit einem Zeilenrandausgleich, den wir für 30.000 DM von IBM erwarben, von einer Genossin in Reinfassung gesetzt. Wir machten auch den Umbruch auf selbst gebastelten Leuchttischen. Jeweils am Dienstag morgen nach einer Nachtschicht brachten meist Winnie und ich die fertig gestalten Seiten der Zeitung in einem großen von Winnie gebastelten Behälter zum Flughafen nach Frankfurt, von wo der Behälter von Pan Am nach Berlin transportiert wurde. Dort holte ihn ein Berliner GIM-Mitglied ab und transportierte ihn zur Druckerei Möllering. Am späten Abend war dann die Zeitung gedruckt

und auf drei Europaletten verpackt. Einer von uns fuhr tagsüber mit dem Was tun-Transporter nach Berlin, lud die Paletten ein, um die Zeitung in einer großen Rundtour durch Nord- und Westdeutschland bis Frankfurt auszuliefern, wo dann umgehend ein anderer Genosse die Südtour startete. Die einzelnen Ortsgruppen holten sich ihre Zeitungsexemplare jeweils an nächstgelegenen Autobahnraststätten zu festgelegten Zeiten ab. Heute ist es schwer vorstellbar, daß so etwas alles ohne Handy funktioniert hat. Die Nordtour übernahm oft ich. Auf diese Weise konnte ich kurz meine Frau in Berlin sehen, die sich schon so halb von mir getrennt hatte.

Auch diese „halbe Trennung“ verband mich mit Winnie, der mit seiner Frau Marithe in Kronberg im Taunus eine Wohnung gemietet hatte. Aber wir alle führten ein Leben, in dem wir mit sehr wenig Schlaf auskommen mußten. Und Winnie war überdies viel unterwegs.

Neben dem chronischen Schlafmangel gab es den chronischen Geldmangel. Als Jurist bekam ich die unliebsame Aufgabe aufgedrückt, mich um die Finanzen zu kümmern, obwohl mir das wenig lag. Winnie war, wie sich später zeigte, auch darin ein besserer Jongleur des immer zu Wenigen. Wir waren zweitweise 8 Hauptamtliche. Wir zahlten uns, wenn ich mich recht erinnere, monatlich 500 DM, vielleicht waren es auch 600 DM, aber keinesfalls mehr. Mehr war nicht drin. Davon zahlten wir noch den üblichen Parteibeitrag von 10 Prozent des Nettomonatseinkommens. Nicht besser stand es um die Finanzen im Sekretariat in Brüssel, von wo aus die Verbindungen zu den damals mehreren Dutzend Sektionen der IV. Internationale aufrecht erhalten wurden.

Mandel war damals nur Honorarprofessor, hatte also kein festes Gehalt. Er kümmerte sich auch nicht recht um seine Tantiemen für die vielen Werke, die er geschrieben hatte. Seine Einführung in die marxistische Ökonomie, veröffentlicht im Verlag Neue Kritik, hatte z.B. eine Auflage von rund 500.000 Exemplaren erlangt, aber der Verlag zahlte ihm nie einen Pfennig an Autorenhonorar. Als Revolutionär wollte Ernest nicht die bürgerliche Klassenjustiz bemühen. Seine Frau Gisela Meschkat, die für ihn wahrscheinlich zehntausende Seiten getippt hat, vertraute mir eines Tages an, sie gehe heimlich putzen, aber ich dürfe es Ernest nicht sagen.

Anders als ich hat Winnie dieses Leben in äußerster finanzieller Kargheit sehr lange geführt, sicherlich nicht ganz so extrem wie damals, aber im Grunde bis zu dem Jahr, in dem er Bundestagsabgeordneter wurde.

Winnie war immer ein sehr ernsthafter und in seinem Wesen auch ein sehr ernster Mensch. Ich habe ihn eigentlich nie lachen sehen, anders als seinen Freund und

Mentor Ernest Mandel. Mandel hatte eine immense breite Bildung, sehr bürgerliche Manieren, aber die jugendliche Begeisterung eines revolutionären Phantasten. Wo immer in der Welt Verhältnisse in Bewegung kamen, sah er das Wetterleuchten einer baldigen Weltrevolution, in der die Potentaten aller Länder, die der sozialistischen eingeschlossen, gestürzt würden und das kapitalistische System obendrein. Das hat ihn zu vielen Fehleinschätzungen verführt. Bei Winnie schien mir das anders. Ihn trieb eher die Verzweiflung, es könne nicht geschehen und das Überleben der Menschheit sei in Gefahr, wenn es nicht gelänge, einen freiheitlichen Sozialismus weltweit zu etablieren. Deshalb sah sich Winnie ständig in der Pflicht. Mit der gleichen Ernsthaftigkeit, mit der er als katholischer Meßdiener in seiner Jugend an der Seelenrettung mitgewirkt hatte, widmete er sich als junger Erwachsener nun der säkularen Weltenrettung. Im Kern blieb er sich da treu, auch wenn er in späteren Lebensabschnitten seine schier unerschöpfliche Energie auch für kleinere Weltverbesserungen einsetzte, eben für einen vernünftigen Ausbau des öffentlichen Verkehrs. Buchstäblich bis in die letzten Tage seines Lebens hat Winnie jede Minute seines Lebens aktiv gefüllt. Ging er eine Treppe hoch, nahm er immer zwei Stufen auf einmal und immer ging er auch buchstäblich einen Schritt zu schnell für mich, so als sei keine Zeit für ein bequemes Tempo.

Winnie gehört zu den wenigen Menschen, die aus jeder neuen Einsicht auch radikale Konsequenzen für das eigene Lebensverhalten zu ziehen in der Lage war, auch wenn diese schmerzten. So schaffte er sein Auto ab, als er an seinem ersten großen Werk „Eisenbahn und Autowahn“ schrieb und stieg später selbst als Beifahrer selten in ein Auto.

Ich habe 1976 an meine Zeit als Hauptamtlicher noch ein paar Monate über das zugesagte Jahr hinaus angehängt. Obwohl mich Winnie monatelang drängte zu bleiben, war ich diesmal standhaft, ging im Spätherbst 1976 nach Berlin und bekam vielleicht auf den letzten Drücker noch eine Anwaltszulassung. Winnie nahm das zum Anlaß, mir eine gemeinsame mehrwöchige Reise durch das damals kurz nach Francos Tod aufgewühlte Spanien vorzuschlagen. Auf diese Weise nahmen wir Abschied von einer knapp eineinhalb Jahre währenden gemeinsamen Arbeit in Frankfurt, in der wir uns von allen Hauptamtlichen dort am nächsten standen, politisch und persönlich. Wir nahmen auf dem Hinweg eine Druckmaschine für die spanische Sektion der IV. Internationale mit. Teilweise zerlegt paßte die Druckmaschine gerade so in Winnies alten Kleinwagen Simca 1000 rein, nachdem wir den Rücksitz ausgebaut hatten. Darüber drapierten wir unsere Campingausrüstung. Vereinbart war, daß spanische Genossen die Einzelteile der Druckmaschine bei einem Mitglied der ligue communis-

te revolutionaire in Perpignon abholen und nachts über die Pyrenäen tragen sollten. Aber als wir dann dort angekommen waren, entschlossen wir uns, den Versuch zu wagen, mit der Druckmaschine im Auto über die Grenze zu kommen. Es gab noch starke Grenzkontrollen, was wir auf der Rückreise feststellten, als wir einen halben Tag getrennt festgehalten und verhört wurden. Aber es gelang, die Druckmaschine sicher nach Barcelona zu bringen. Die 5wöchige gemeinsame Reise war für mich ein halber Urlaub, für Winnie nur ein viertel Urlaub, weil er ständig Artikel schrieb. Wir fuhren bis in den tiefen Süden Spaniens, später durch das Landesinnere ins Baskenland und nach Asturien und besuchten mehrere Gruppen der spanischen Sektion. Winnie saß meist am Steuer. Er fuhr unheimlich gern und gut Auto. Es kann ihm später nicht leicht gefallen sein, vom Auto Abschied zu nehmen.

Noch ein letztes Wort: Angela Klein hat in einem öffentlich zugänglichen Nachruf auf Winnie geschrieben, er habe zu Menschen ein instrumentelles Verhältnis gehabt. Ich kann nur mit meiner Erfahrung widersprechen. Ich bin 1976 nicht nur als hauptamtliches Leitungsmitglied ausgeschieden, sondern habe die GIM zwei oder drei Jahre später auch ganz verlassen. Winnie war enttäuscht. Aber wir blieben bis zu seinem Lebensende befreundet, obwohl sich unsere politischen Überzeugungen auseinander entwickelt haben. Aber jede Begegnung wurde für mich eine auch geistige Bereicherung. Immer mal wieder haben wir uns vorgenommen, uns monatlich mindestens einmal zu treffen. Das haben wir leider viel zu selten hinbekommen. Auch das schmerzt. Vor allem, daß wir es nicht nachholen können.